Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 78 (2011)

Artikel: Mission und Diakonie : die Geschichte der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürichs

Autor: Meyer, Helmut / Schneider, Bernhard

Kapitel: Bilanz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045699

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

14. Bilanz

Blickt man auf die rund 175 Jahre umfassende Geschichte der Evangelischen Gesellschaft zurück, so möchte man eine Bilanz ziehen: Was hat diese Gesellschaft eigentlich erreicht? Dem stehen zwei Hindernisse entgegen. Zum einen lässt sich Erfolg und Misserfolg im Bereich der Mission und Diakonie nicht quantifizieren. Zum andern befindet sich der urteilende Historiker in einer dialektischen Spannung zwischen Empathie und Zeitgebundenheit. Er versucht, die geistig-religiöse Basis, die Anliegen und Absichten der Gesellschaft nachzuempfinden, bleibt dabei aber ein Kind seiner eigenen Zeit, für die vieles, was für die Exponenten der Evangelischen Gesellschaft selbstverständlich und erstrebenswert war, fremd geworden ist.

Die Evangelische Gesellschaft entstand in Opposition zur liberal-demokratischen Mehrheit, die den Kanton Zürich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts politisch und kirchlich dominierte. Aus der Sicht der neuen, laizistischen Elite waren Bibelglaube und Frömmigkeit wissenschaftlich unhaltbarer religiöser Traditionalismus. «Pietismus» war ein Schimpfwort. Man konnte diesen daher entweder vernachlässigen und belächeln oder, vor allem über die Schulpolitik, bekämpfen. Die Liberalen verkannten aber den Umfang und die Intensität des «reaktionären» Potenzials. Diese Unterschätzung hatte 1839 zum «Zürichputsch» geführt. Nach 1845 entstanden religiös-konservative Gruppierungen, die politisch wenig erfolgreich waren, auf der kirchlichen Ebene aber durchaus. Auf der Letzteren spielte die Evangelische Gesellschaft eine wichtige Rolle.

Die Evangelische Gesellschaft war zunächst ein städtischer und nach ihrer Reorganisation von 1873 ein kantonalzürcherischer Verein. Die Tätigkeit geistesverwandter Organisationen in Genf, Bern und Basel, deren Gründung zeitlich vorangegangen war, diente ihr als Vorbild. Basel mit seinen beiden Ausbildungsstätten – Missionsschule und Chrischona[1] – war auch eine wichtige Lieferantin für Prediger. Umgekehrt wirkte die Evangelische Gesellschaft durch die Entsendung von Diakonissen in die Spitäler und Gemeindepflegestationen vor allem der Ostschweiz über die Grenzen des Kantons hinaus. Die Mitarbeit in gesamtschweizerischen Organisationen spielte eine eher geringfügige Rolle. Die Evangelische Gesellschaft gehörte zwar seit 1873 als kantonale Sektion dem Schweizerischen evangelisch-kirchlichen Verein und seit 1919 dem «Aarauer Verband» von «positiv»-landeskirchlichen und freikirchlichen Gruppen an. Das bedeutete allerdings nur, dass man Delegierte an die obligate Jahresversammlung schickte. Aus der traditionell föderalistischen Struktur des schweizerischen Kirchenwesens ergab sich logisch die Konzentration auf das eigene Kantonsgebiet.[2]

Unbestritten verfügten die Exponenten der Gesellschaft vor allem im 19. und im frühen 20. Jahrhundert über grosses organisatorisches, wirtschaftliches und diplomatisches Geschick. Mit Optimismus und Gottvertrauen wurden in jeweils kurzer Zeit «aus dem Stand» durch kleine verantwortliche Gremien Zweigwerke – wie die Kranken- und Diakonissenanstalt oder die Stadtmission – oder «zugewandte Orte» – wie etwa

die evangelischen Schulen – gegründet. Diese entwickelten sich zu unterschiedlicher Grösse und hatten über viele Jahrzehnte, teilweise bis in die Gegenwart, Bestand. Die diplomatischen Fähigkeiten traten vor allem zutage, als es in den Jahren nach 1870 darum ging, die Entstehung einer ausserstädtischen Konkurrenzorganisation zu verhindern und die «frommen Vereine» über die «Landmission» und Berufungen in den Vorstand einzubinden. Das wirtschaftliche Fundament der Gesellschaft war bis in die Mitte der 1920er-Jahre sehr solid. Grundlagen ihres Erfolgs waren das kluge und arbeitsintensive Engagement ihrer Exponenten, deren soziales Beziehungsnetz und die religiös motivierte Hilfsbereitschaft breiter Kreise. Die Mitglieder des Zentralkomitees, mit ihr verbundene Organe und nicht zuletzt die Angehörigen der zahlreichen «Damenkomitees» waren in der Lage, einen grossen Teil ihrer Zeit unentgeltlich für die Gesellschaft einzusetzen. Ihr sozialer Status ermöglichte ihnen den Zugang zu wohlhabenden Spendern und Spenderinnen, sodass die neuen oder vergrösserten «Werke» jeweils rasch finanziert waren. In einer Zeit, da im Vergleich zur Gegenwart die steuerliche Belastung tiefer war, bestand offenbar auch in breiten Kreisen die Bereitschaft, für ein christliches Werk in die mehr oder weniger gut gefüllte Tasche zu greifen.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dominierte eine bewahrende Haltung. Von den «Werken» des vergangenen Jahrhunderts wurden die erfolgreichsten zu Selbstläufern – etwa die Kranken- und Diakonissenanstalt oder die Privatschulen –, andere stagnierten. So initiativ die Gesellschaft im 19. Jahrhundert gewesen war, so hatte sie nun Mühe, Bestehendes kritisch zu überprüfen. Man hing am Bestehenden, auch wenn der Zulauf, etwa in der Leihbibliothek oder in manchen Zweigvereinen und Minoritätsgemeinden, abnahm. Erst die Finanzkrise der 1930er-Jahre führte gezwungenermassen zu Redimensionierungen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts konzentrierte sich die Gesellschaft darauf, auf einer sicheren wirtschaftlichen Grundlage – zunächst die Hotellerie, dann die Immobilien – diakonische Nischen, die der expandierende Sozialstaat offen liess, mit neuen Methoden zu besetzen. Wirtschaftlicher Erfolg war allerdings nie der Zweck der Evangelischen Gesellschaft, sondern der Weg zum Ziel, das immer Mission und Diakonie hiess.

Der Einfluss der Gesellschaft auf die akademische Theologie war wohl eher gering. Bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts war die theologische Fakultät der Universität Zürich fest in liberaler oder «vermittelnder» Hand. Die von der Gesellschaft gestifteten Privatlehrstühle blieben Episode. Immerhin bot die Gesellschaft den konservativ-«positiven» Geistlichen die Möglichkeit, unter ihrem schützenden Dach im liberalen Frost zu überwintern. Als dann vom Ende des 19. Jahrhunderts an an der theologischen Fakultät wieder Plätze für «positive» Lehrer frei wurden, nutzten diese ihre Möglichkeiten nur bedingt. Die neuen Impulse, die von Emil Brunner und Karl Barth ausgingen, wurden zwar von der Evangelischen Gesellschaft begrüsst, waren aber nicht von ihr ausgelöst worden.

Die wesentlichen Adressaten der Evangelischen Gesellschaft waren denn auch nicht die Akademiker, sondern einerseits die ob der kirchlichen Entwicklung verunsicherten «Frommen im Lande», anderseits die religiös weitgehend indifferente Arbeiterschaft. Die direkte Förderung der Frömmigkeit seitens der Gesellschaft durch Erbauungs- und Gebetsstunden beschränkte sich auf den städtischen Raum und die Frühzeit. Nach 1870 übernahmen zwei Zweigwerke, nämlich die St.-Anna-Gemeinde im Stadtzentrum und

die Lukas-Gemeinde in Zürich-Aussersihl, diese Aufgabe. Auf der Landschaft rief die Gesellschaft die lokalen Vereine in der Regel nicht ins Leben, integrierte diese jedoch über die Plattform der «Landmission» organisatorisch, personell und finanziell, und hielt sie so im Rahmen der zürcherischen Landeskirche. Die geistige Unterstützung erfolgte über die Publizistik, etwa den Dauerbrenner «Evangelischer Hausschatz». Die zunehmende Öffnung der Kirchgemeinden für die Anliegen der «Positiven» im 20. Jahrhundert – von der Seelsorge über die Sonntagsschule bis zur Besetzung der Pfarrämter – einerseits, die Konkurrenz durch die Freikirchen anderseits führten dann allerdings zu einer Marginalisierung der «frommen Zweigvereine».

Im Unterschied zu den optimistischen Liberalen beurteilte die Evangelische Gesellschaft die wirtschaftlich-soziale Entwicklung skeptisch. Die Schattenseiten der Industrialisierung und die Armut in den Arbeiterquartieren wurden früh problematisiert. Die Gesellschaft sah auch, dass das materielle Elend sehr oft mit seelischer Not einherging. Sie erkannte auch, dass diese Probleme sich nicht von selbst lösen würden und dass Staat und Kirche auf diese gar nicht oder nur partiell eingingen. Diese Lücke versuchte sie durch Mission und Diakonie zu schliessen.

Dabei entwickelte die Evangelische Gesellschaft keine sozialpolitischen Konzepte oder Alternativen zur liberalen Marktwirtschaft. Das konservative Bürgertum, dem ihre Exponenten angehörten, hielt an der Unantastbarkeit des Privateigentums durchaus fest, verband mit diesem allerdings moralische Pflichten. Der Appell an die persönliche Spendefreudigkeit hätte sich auch schwerlich mit der Forderung nach Verstaatlichungen vertragen. Darüber hinaus hätte ein politisch-ökonomisches Programm dem Selbstverständnis der Evangelischen Gesellschaft widersprochen. Sie stand eben nicht nur der Gegenwart, sondern auch irdischen Zukunftsentwürfen skeptisch gegenüber. Verantwortlich für die gesellschaftlichen Defizite waren aus ihrer Sicht letztlich menschliche Schwächen, Gottferne, Sünde. Hilfe aus der Not gab es nur durch den Weg zu Gott. Diakonie und Mission waren die Zwillingsschwestern der «Reich-Gottes-Arbeit». Eine Relativierung dieses Weltbilds zeichnete sich nach 1950 ab.

Eine «Erfolgsrechnung» dieser «Reich Gottes-Arbeit» lässt sich nicht erstellen. Wie viele Menschen durch den Zuspruch eines Stadtmissionars Trost und Glauben gefunden haben, wie viele Absolventen evangelischer Schulen «gute Christen» geworden sind, weiss man nicht. Die fortschreitende Säkularisierung des öffentlichen Lebens, die wachsende Attraktivität sozialistischer Gesellschaftsentwürfe und schliesslich die Ausbildung einer Konsum- und Dienstleistungsgesellschaft hat die Evangelische Gesellschaft nicht verhindern können. Anderseits entsprachen viele ihrer Werke offenbar einem Bedürfnis und zeitigten Wirkung: in der Kranken- und Diakonissenanstalt wurden viele Menschen geheilt, in der «Herberge zur Heimat» fand mancher ein Obdach und aus dem Evangelischen Seminar gingen tüchtige Lehrer und Lehrerinnen hervor.

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts stand die Evangelische Gesellschaft vor einer veränderten Problemlage. Die materielle Lage breiter Bevölkerungskreise verbesserte sich definitiv. Gleichzeitig wurde das staatliche soziale Netz in einem Ausmass ausgebaut, mit dem die Gesellschaft nicht im Entferntesten mithalten konnte. Die Distanz vieler Menschen zur Kirche, die Marginalisierung des religiösen Lebens auf kirchliche Rituale wie Taufe, Heirat und Bestattung, blieben bestehen, waren aber kaum mehr schichtspezifisch. Der materielle Wohlstand befreite die Menschen allerdings nicht

VIELE MENSCHEN STEHEN VOR EINEM ABGRUND.
FÜR SIE GIBT ES EINE HILFE:

54 06 60

«Die dargebotene Hand»

Dieser freundliche Mann mit der ruhigen, etwas väterlichen Stimme und dem festen Willen, seinen Mitmenschen zu helfen, hat die Telephonnummer 54 06 60. Emanuel Plüer und seine Gattin stehen der «Dargebotenen Hand» vor und empfangen in einem 24stündigen Dienst jene Verzweifelten, die aus ihrer Lage keinen Ausweg mehr sehen.

Die ersten Mitarbeitenden der «Dargebotenen Hand» 1957 am Telefon: Ehepaar Emanuel und Luise Plüer. (Quelle: Archiv der Dargebotenen Hand)

von individuellen Problemen wie familiären Konflikten, Zweifel am Sinn des Lebens, Vereinsamung. Darauf reagierte die Evangelische Gesellschaft mit einer neuen Strategie. Einerseits modernisierte sie ihr allgemein zugängliches Hilfsangebot. An die Stelle des Hausbesuchs trat das Telefon – in jüngster Zeit auch das Internet – der «Dargebotenen Hand». Anderseits konzentrierte sie sich auf die Betreuung von Randgruppen: sucht- und absturzgefährdete Jugendliche, eingewanderte Prostituierte, alleinstehende ältere Männer in der «Herberge zur Heimat», gastronomische Arbeitskräfte in prekärer Stellung. Dabei rückte das diakonische Element gegenüber dem missionarischen in den Vordergrund. Die christliche Grundlage der Evangelischen Gesellschaft – Diakonie als Form der Nächstenliebe – wurde nicht infrage gestellt, aber neu interpretiert.

Die Orte der Verkündigung änderten sich. Die Werke der Evangelischen Gesellschaft bewegten sich «zur Gasse» hin. Mit der Telefonseelsorge setzte sie 1957 schon sehr früh auf neue Medien, um Menschen in Not dort abzuholen, wo sie Zuspruch benötigten. Die Stadtmission nahm die gesellschaftliche Aufbruchstimmung Ende der 1960er-Jahre als eine der ersten auf und schuf beispielsweise Raum für «Rocker». Sie ging auf Menschen zu, die der Hilfe bedurften, ohne ihnen zuvor ein Glaubensbekenntnis abzuringen. Das hing auch mit einem veränderten Jesus-Bild zusammen. So formulierte Harry Bertschinger, Präsident der Evangelischen Gesellschaft von 1995 bis 2006: «Jesus hat immer die Nähe der Menschen gesucht. Das ist es, was wir von ihm lernen können.» Er sei daher auch als Gemeindepfarrer zu den Menschen gegangen «und habe nicht den Anspruch

Werbekampagne der «Dargebotenen Hand» Ende der 1990er-Jahre: Liebe ist erlaubt – Probleme mit der Liebe sind es auch. (Quelle: Archiv der Dargebotenen Hand)

erhoben, dass sie von sich aus am Sonntag zu mir in die Kirche kommen».[3] Damit entstand ein Kontrast zwischen der Zielsetzung der Evangelischen Gesellschaft und den noch bestehenden Minoritätsgemeinden und evangelischen Vereinen, die einst aus ihr hervorgegangen waren. Zuvor hatte die Evangelische Gesellschaft diesen den Rahmen gegeben, der es ihnen erlaubte, Teil der Landeskirche zu bleiben. Während sich aber die Evangelische Gesellschaft über die Neuinterpretation der diakonischen Aufgaben dem Selbstverständnis der Landeskirche annäherte und sich sogar als Vorreiterin positionierte, bewegten sich die Minoritätsgemeinden und Vereine von dieser weg und zu den Freikirchen hin. Je grösser der Bekenntnisfreiraum wurde, den die Landeskirche ihren Angehörigen einräumte, desto grösser wurde der Kontrast zu den Minoritätsgemeinden und evangelischen Vereinen, die an einer traditionsorientierten Auslegung der Heiligen Schrift festhielten. Ihre Verselbständigung von der Evangelischen Gesellschaft war eine Folge der Neuinterpretation der Begriffe «Mission» und «Diakonie», zu welcher diese in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelangte: den von der Gesellschaft an den Rand gedrängten Menschen ein würdiges Leben zu ermöglichen.